

Ludwig Fischer

„Die Katastrophen finden im Kopf statt.“ Der Klimawandel und die mentalen Herausforderungen. Anmerkungen am Beispiel von Küstenszenarien.

Wenn man Harald Welzers Buch ‚Klimakriege. Wofür im 21. Jahrhundert getötet wird‘ gelesen hat, zögert man, über Herausforderungen zu sprechen, die der unzweifelhaft beschleunigte, globale Klimawandel für kollektive Bewusstseinslagen hierzulande haben dürfte. Denn Welzer schrieb sein Buch nicht nur von der bereit liegenden Einsicht aus, dass die absehbaren wirtschaftlichen, politischen und sozialen Folgen des Klimawandels die schon vorhandenen Benachteiligungen der ärmeren Länder im Verhältnis zu den Staaten des ‚Nordens‘ und auch zu den ‚Schwellenländern‘ noch erheblich verstärken werden. Er diskutiert das Verhältnis von ‚Verlierern‘ und ‚Gewinnern‘ aus den klimatischen Veränderungen auch von dem Sachverhalt aus, dass die Ungleichgewichte durch die Möglichkeiten, mit veränderten Umweltbedingungen umzugehen, noch einmal potenziert werden. „Die voraussichtlich am meisten betroffenen Länder haben die geringsten Möglichkeiten, der Folgen Herr zu werden; diejenigen, die am wenigsten tangiert sind oder von veränderten klimatischen Bedingungen sogar profitieren werden, verfügen zugleich über die größten Kapazitäten, mit klimabedingten Problemen fertig zu werden.“ (Welzer 2008, 56) Für Europa gelte: „Generell haben die europäischen Länder [...] hervorragende Kapazitäten, um die Folgen des Klimawandels zu begrenzen bzw. zu kompensieren oder sogar positiv zu wenden; Gegenmaßnahmen wie ein verbesserter Küstenschutz sind bereits eingeleitet.“ (ebd., 59)

Über Anforderungen zu sprechen, die voraussehbare *direkte* Auswirkungen des Klimawandels auf Einstellungen und Verhaltensweisen in der Bundesrepublik haben können, mag da leicht als seinerseits luxurierendes Denken erscheinen. Die *abgeleiteten*

Folgewirkungen für die sozialen und politischen Systeme - etwa durch Migrationen und Flüchtlingsströme, Verteilungskämpfe um Ressourcen, Verwerfungen auf den Finanzmärkten und in den globalen Organisationen - werden auch in Europa schwer kalkulierbare Konflikte aufgrund ‚gefühlter Bedrohungen‘ und mentaler ‚Dissonanzen‘ herauf beschwören. Von ihnen kann und will ich nicht sprechen; ich bin weder Sozialpsychologe noch politikwissenschaftlicher Konfliktforscher noch Kulturökologe.

Ich sehe aber als Kulturhistoriker und Textanalytiker, als Medienwissenschaftler und als Interpret kultureller Praktiken durchaus Sinn darin, beispielhaft einen noch einmal sehr begrenzten Ausschnitt umwelthistorischer Prozesse und ihrer mentalen ‚Bewältigung‘ in bundesdeutschen Gefilden zu betrachten. Denn mir scheint das ins Auge gefasste regionale Fallbeispiel gut geeignet, um die gravierenden Herausforderungen, die einige abschätzbare Folgen der globalen klimatischen Prozesse für die Einstellungen und die ‚Affekthaushalte‘ von Bevölkerungsgruppen hierzulande haben dürften, überhaupt erst einmal zu konkretisieren und um über Reaktionsformen wie Strategien der Verarbeitung und Anpassung zu diskutieren.

Bisher geschieht das kaum. Dafür gibt es einsichtige Gründe. Kultur- und umweltsoziologische, mentalitäts- und sozialgeschichtliche, binnenethnografische und kulturanthropologische Forschung, die für solche Debatten vor allem zuständig sein könnte, befasst sich ihrem Selbstverständnis nach mit der Interpretation bzw. der ‚verstehenden‘ Rekonstruktion von sozialen und kulturellen Konstellationen, von Verhaltensweisen und Einstellungen, Praktiken und Lebensformen, die mehr oder weniger weit zurück liegen. Allenfalls erreicht der analytische Blick die Gefilde des eben Vergangenen. Szenarien möglicher Entwicklungen sind nicht die Sache seriöser Kulturwissenschaftler.

Aber zur Diskussion stehen, recht betrachtet, gar nicht Szenarien zukünftiger kollektiver Bewusstseinslagen und affektgeladener Reaktionsweisen. Harald Welzer hat eindringlich klar ge-

macht, dass gerade für kollektive Verhaltensstrategien und Handlungsmuster kein Kausalitätsprinzip gilt, bei dem man von abschätzbaren Bedingungsgefügen auf zu erwartende, konkrete Konflikte oder Verhaltensweisen ‚hochrechnen‘ könnte.

Dennoch macht die Analyse mehr oder weniger weit zurück liegender Konstellationen kollektiver Wahrnehmungen, Einstellungen und Verhaltensweisen auch Sinn für die Beschäftigung mit zukünftigen, sich schon abzeichnenden Problemlagen. Denn zum einen enthält die Vergangenheit Optionen, die zur Gegenwart hin ‚erledigt‘ und vergessen gemacht wurden, das heißt: die von den Dynamiken der historischen Prozesse als konkrete Handlungsalternativen entkräftet und meistens auch aus der Erinnerung, aus dem Fundus gespeicherter Erfahrungen und Verhaltensmöglichkeiten getilgt wurden. Sie bilden, als historisch ‚überholte‘ Realitätsdeutungen und Handlungsstrategien, kein Reservoir, an dessen abgebrochene Linien man einfach wieder anschließen könnte, um Alternativen für die ‚Zukunftsbewältigung‘ zu gewinnen. Aber sie können dabei helfen, die ideologische Befangenheit im Gegenwärtigen aufzubrechen. Denn das wohl gravierendste Problem bei unserem Umgang mit den Ursachen und Folgen des anthropogen angefachten Klimawandels ist, darin stimme ich Harald Welzer zu, dass wir in einer Deutungslogik und in Bewältigungsimperativen befangen sind, mit denen er wir die Probleme erzeugt haben, deren wir Herr zu werden versuchen. Die Vorstellung, wir müssten nur intelligentere Techniken entwickeln und anwenden, um die massiven Auswirkungen klimatischer Veränderungen in den Griff zu bekommen, gehört zu diesen Befangenheiten ebenso wie die Logik einer politischen Moral, die den Schwellen- und Entwicklungsländern dabei ‚helfen‘ möchte, die üblen Effekte eines dem unseren angenäherten, aber strukturell gleichen Lebensstandards zu vermeiden.

Sich mit Deutungsmustern und Handlungsoptionen der Vergangenheit in unserer eigenen Kultur (bzw. in fremden Kulturen) zu beschäftigen, kann uns zum anderen immer wieder darauf hinweisen, dass es der Zusammenhang von kulturell entwickelten sozialen Praktiken und den dadurch eröffneten oder blockierten

Wahrnehmungs-, Verstehens- und Verhaltensmöglichkeiten ist, den wir sozusagen durcharbeiten müssen, wenn wir Auswege aus den Dynamiken suchen, die uns in die erkennbaren, bedrängenden Probleme geführt haben. Die mentalen, die affektiven ‚Verweigerungen‘, die wir allenthalben und bei uns selbst im ‚Krisenbewusstsein‘ angesichts des Klimawandels beobachten können, haben ohne Frage mit der ungeheuren Macht ökonomischer und politischer Interessen zu tun. Aber sie gehen auch darauf zurück, dass es offenbar fundamental zum individuellen wie kollektiven Umgang mit Krisen gehört, vermeintliche Gewissheiten und Verhaltensmöglichkeiten bei genau den Realitätsdeutungen und Bewältigungsstrategien zu suchen, unter denen wir zwar ‚leiden‘, die uns aber, weil wir sie – womöglich bis in neuronale Verschaltungen – verinnerlicht haben, als einzig verlässliche Muster erscheinen. Solche Befangenheiten, die man mit einem psychologischen Begriff durchaus als tendenziell zwanghaft bezeichnen kann, zu ‚historisieren‘, will sagen: als kulturell bedingte und damit nicht alternativlose Muster wahrnehmbar zu machen, ist eine zentrale Aufgabe der Kulturwissenschaften.

Nach dieser Vorrede nun zu meinen Streiflichtern auf eine historische Fallstudie. Das Areal, dem ich mich kurz zuwende, ist die südliche Nordsee, genauer: das Wattenmeer, noch genauer: sein östlicher, in Schleswig-Holstein gelegener Teil. Das Gebiet ist in den vergangenen drei- bis viertausend Jahren viel elementarerer geomorphologischer Veränderungen unterworfen worden, als wir sie je durch die absehbaren Folgen des Klimawandels erwarten können. Ich skizziere, um zu Einsichten in die mentalen Haltungen gegenüber dramatischen, letztlich klimabedingten Veränderungen des Lebensraums zu kommen, in äußerster Verkürzung die wichtigsten Verläufe für den nordfriesischen Teil des Wattenmeers, der für mich der weitaus aufschlussreichste ist.

Man kann, ganz stark vereinfachend, drei geo-physikalische bzw. landschaftsgeographische Phasen benennen, in denen der Raum der heutigen nordfriesischen Wattenmeer-Region über mehr oder weniger lange Perioden besiedelt bzw. von Menschen genutzt war.

Diese Phasen wurden durch großflächige, in z.T. katastrophalen Schüben erfolgte Verschiebungen in der Land-See-Relation voneinander geschieden:

Ungefähr lässt sich zunächst die vor- und frühzeitliche Besiedelung der Geestinseln und hohen Geestkerne eingrenzen, die eine gegenüber dem heutigen Küstenstreifen weit vorgeschobene Land-Barriere zum Meer hin bildeten. Wie lange genauer die dahinter liegenden, sandigen und z.T. schon moorigen Flächen vor dem höheren Geestrand dem Meer entzogenes, womöglich besiedeltes Land waren, kann hier offen bleiben. Sicher ist, dass mit der Litorina-Transgression die Nordsee zumindest bei häufigeren Überflutungen zwischen den durchbrechenden Geest-Wällen bis zum hohen Geestrand vordrang (bis ca. 2000 v.Chr.) und dann nach einem erneuten, leichten Absinken des Meeresspiegels zwischen den verbliebenen Dünenketten bzw. Nehrungen und dem eigentlichen Geestrand große Sumpf- und Moorgebiete entstanden. Tief einschneidende Flusssysteme bildeten gleichsam potentielle Eintrittswege für das Meerwasser, das in dieser Phase seine regelhafte Begrenzung aber noch an der Nehrungsbarriere hatte.

Dadurch ergab sich ein besiedelungsgeschichtlicher Einschnitt. Anders als für Dithmarschen und das südlichere Eiderstedt, wo bereits aufgeschlickte Marschflächen vor dem Geestrand bzw. restliche Geestkerne und hoch aufgelandete Uferwälle schon in der Kaiserzeit streckenweise dicht besiedelt waren, geht man für das nordfriesische Gebiet davon aus, dass die ausgedehnten Moore, Sümpfe und Bruchwälder "ein siedlungsfeindliches Milieu" bildeten. Die im Gebiet verbleibenden Menschen wohnten auf den höheren Geeststreifen im Westen nahe dem eigentlichen Meeressaum und nutzten das Hinterland wohl nur sporadisch.

Dieses weithin vermoorte Gebiet schlickte durch Überflutungen auf und bildete die 'alte Marsch'. Sie wurde im eigentlichen nordfriesischen Raum erst von ca. 800 n.Chr. an dort von friesischen Einwanderern besiedelt, wo diese Marsch "über stabilem Untergrund" lag. Man muss sich das flache Grasland, das gegen die Nordsee von den Dünenketten und Nehrungen noch über große Abschnitte geschützt war, als eine von Prielen durchzogene, weitgehend sturmflutsichere Ebene vorstellen. Die Siedler wohnten z.T. noch ebenerdig. Erst mit dem weiteren, langsamen Meeresspiegelanstieg und daher häufigeren, schwereren Überflutungen wurden ab dem 11. Jahrhundert Warften als sturmflutsichere Wohnhügel und dann auch Ringdeiche um größere Nutzflächen nötig.

In diese Zeit gehören die ziemlich unzuverlässigen Berichte von der noch weitgehend zusammenhängenden Landfläche im Raum des heutigen nordfriesischen Wattenmeers - etwa jene Überlieferung, die besagt, dass der Baumeister der drei großen Kirchen auf Pellworm, in Nieblum (auf Föhr) und in Tating (auf Eiderstedt) noch im ersten Drittel des 12. Jhds. in fast gerade Linie 'trockenen Fußes', also allenfalls über kleinere Priele hinweg, von einer Baustelle zur anderen gelangen konnte. Historische Karten über das Gebiet müssen gutteils als Phantasie-Entwürfe gelten, und neuere Karten liefern denn auch nicht mehr als grobe, hypothetische Skizzen.

Im 13. und massiv dann im 14. Jahrhundert brach die Nordsee zwischen den immer weiter reduzierten Geestinseln von Westen hier in die Marschflächen ein. Die berühmte 'Rungholtflut' 1362 ist nur eine von sehr schweren Sturmfluten gewesen, die von den großflächigen, nur allmählich zu Inseln gewordenen Marscharealen lediglich verstreute Reste übrig ließen. Die alte Insel Strand blieb bis 1634 der einzige große Marschenkomplex im Wattenmeer. Dieser siedlungsgeschichtliche Einschnitt - bis Anfang des 15. Jahrhunderts mussten rund 60 Kirchen aufgegeben werden - präparierte nur manche der heutigen Halligen heraus, etwa Hooge, Nordmarsch und Langeness und die inzwischen ins Festland einverleibten alten Halligen Ockholm, Fah-

retoft, Dagebüll und Galmsbüll. Viele der anderen Halligen sind aber erst danach entstanden, durch Aufschlickungen bei Sturmfluten über der älteren, verwüsteten Marsch.

Eine bislang letzte, markante Periode von Verlusten des unbedeichten und auch des bedeichten Marschlandes im nordfriesischen Raum setzte nach 1600 ein. Herausragendes Datum ist die Allerheiligen-Flut von 1634. Sie ließ zwei Drittel der alten Insel Strand zu Watt werden und riss z.B. mehr als drei Viertel der Hallig Südfall fort. Auch wenn nach 1720 größere Landverluste der bedeichten Areale nicht mehr zu verzeichnen waren, so ist doch die Zeit zwischen ca. 1700 und 1900 für die verbliebenen Halligen durchweg die Phase von z.T. drastischen Flächenreduktionen.

Dass wir darüber Näheres wissen, liegt natürlich an den vorhandenen Quellen. Erst über die zweite 'Manndränke' von 1634 gibt die Überlieferung genauere Daten zu Verlusten an Menschen, Häusern, Nutztieren usw. her, und erst ab dem frühen 18. Jahrhundert sind exaktere Angaben über die Flächenreduktionen von Halligen zu fassen. Die damals durchgeführten Vermessungen rührten unmittelbar aus den Konsequenzen der Abspülungen her: Die Halligleute drängten darauf, die Abgaben für die verloren gegangenen Flächen erlassen zu bekommen.

Welch weitreichende Veränderungen die nordfriesischen Halligen innerhalb von etwa 150 Jahren erfuhren, mögen einige Skizzen belegen. Das Beispiel Oland zeigt, wie dramatisch die Hallig zwischen 1804 und 1900 abgenommen hatte - und wie danach die Schutzmaßnahmen, die noch zu berühren sind, einen starken 'Anwachs' auf dem Watt im Osten, beiderseits des Lorendammes zum Festland, bewirken. Die größte Flächenreduktion verzeichnete die bei Gröde gelegene, kleine Hallig Habel. Vor den Marschenlandzerstörungen des 14. Jahrhunderts war 'Habelde' eine größere Gemeinde mit Kirche und Friedhof - er kam mit den Landabbrüchen zu Beginn unseres Jahrhunderts tief unter der heutigen Halligoberfläche wieder zutage. Dieser Befund und die von Albert Bantelmann im Watt nördlich und östlich der Hallig doku-

mentierten Kulturspuren - "Salztorfabbau-Stätten, Entwässerungsgräben und Siedlungsreste", einschließlich von Tuffsteinen vermutlich aus einem Kirchenbau - " beweisen, dass Habel über mittelalterlichem Kulturland neu aufgewachsen ist, und zwar um etwa 3 Meter.

Die erste Kartierung durch Harksen im Jahre 1804 zeigt, daß Habel im Vergleich zu der heutigen Größe, etwa 4 ha, von allen Halligen die größten Landverluste aufzuweisen hat, - seit 1804 mehr als 90%! Petreus erwähnt um 1600 Habel mit „vier Häusern“, wobei wahrscheinlich vier Warften gemeint sind. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts hatte Habel noch zwei Warften mit sieben Häusern. „Gegen Ende des Jahrhunderts ging die schon längst als Wohnplatz geräumte Süderwarft ihrer endgültigen Zerstörung entgegen. Schließlich blieb nur noch die Norderwarft mit einem einzigen Haus.“

Der kurze Abriss zeigt: Die Bewohner des unbedeichten und auch des bedeichten Landes im Wattenmeerraum hatten Landverluste und Zerstörungen ihres Lebensraums zu verarbeiten, die den mit dem Klimawandel prognostizierten Effekten durchaus vergleichbar sind. Die legendären Sturmfluten mit den großflächigen Verwandlungen bewohnten und bewirtschafteten Landes in Wattboden waren nur die augenblickshaften Verdichtungen von Vorgängen, die sich an den unbedeichten, aber genutzten Marschenflächen fortlaufend abspielten. Das bedeutet: Die dort lebenden Menschen mussten einen ständigen Landverlust in ihr Realitätskonzept integrieren, der sich in dramatischen ‚Großereignissen‘ zur für viele tödlichen Katastrophe potenzierte. Sie standen vor der Notwendigkeit, die von den so genannten Naturgewalten bewirkten Einschränkungen ihres Lebensraums alltagspraktisch und mental zu ‚bewältigen‘. Die rekonstruierbaren Haltungen und Strategien können für uns lehrreich sein, weil sie die Relativität unserer heute vorherrschenden Deutungen und Handlungsmuster beleuchten und weil sie den prekären Zusammenhang von gesellschaftlich verfestigten Deutungs- und Verhaltensschemata erkennen lassen.

Ich lasse jetzt die mentalen und handlungsstrategischen ‚Bewältigungen‘ der großen Sturmfluten beiseite und konzentriere mich auf dem Umgang mit fortlaufenden Landverlusten, weil diese Deutungen für unsere Fragestellungen am provokantesten sind – eine der großen Schwierigkeiten mit der kollektiven Wahrnehmung und Verarbeitung von Folgen des Klimawandels entsteht ja daraus, das sich diese Folgen in Relation zu unseren Erfahrungsbildungen ‚schleichend‘ einstellen und eben nur ganz ausnahmsweise mit jenen spektakulären ‚Naturereignissen‘, die uns zum Beispiel die Katastrophen-Filme vorgaukeln.

Wir haben nur sehr wenige verlässliche Zeugnisse über die Einstellungen und Deutungsmuster bei jenen Menschen im Wattenmeerraum, die fortlaufend Landverluste, Reduktionen ihres Lebensraums zu verarbeiten hatten. Die direkt belegten und die erschließbaren Bekundungen erlauben uns aber, einen auf den ersten Blick erstaunlichen Befund zu formulieren: Bis ins 19. Jahrhundert hinein nahmen die Bewohner unbedeichteter Areale – also vor allem der Halligen, die deshalb hier im Fokus stehen – die ‚naturbedingten‘ Flächenverminderungen nicht nur als ‚von Gott gefügtes Schicksal‘ klagend hin. Sie wehrten sich sogar lange gegen alle Versuche, die ungeschützten Salzwiesenareale, auf denen und von denen sie lebten, durch Uferbefestigungen zu schützen und verlorene Flächen durch Maßnahmen zur Vorlandbildung womöglich zurück zu gewinnen.

Die Dokumente belegen den Widerstand der Halligleute gegen den obrigkeitlichen Schutz ihrer bedrohten Ländereien bis weit ins 19. Jahrhundert hinein, als manche Halligen schon mehr als die Hälfte derjenigen Fläche verloren hatten, die noch wenige Generationen zuvor bewirtschaftet wurde. Die Bewohner forderten zwar Hilfen, um die Folgen katastrophaler Verwüstungen wie der berühmten Halligflut von 1825 zu bewältigen. Sie wiesen aber Pläne zu Sicherungs- und Befestigungsmaßnahmen zurück, und erst Anfang des 20. Jahrhunderts verfügte dann der preussische Staat auf insistierende Eingaben eines ‚fremden‘ Halligschützers den Steindamm- und Lahnungsbau, der den fortwährenden Flächenverlust aufhielt.

Wie ist der knapp zusammen gefasste Befund zu verstehen? Bis gegen Ende der Aufklärung kann man die maßgebliche Wirkungskraft des gut dokumentierten, theologischen Deutungsmusters ansetzen, Gott habe eben den Halligleuten auferlegt, ihr trauriges Schicksal zu akzeptieren, dass ihnen sozusagen der Boden unter den Füßen schwinde. Dafür eines der wenigen authentischen, gewissermaßen Klartext redenden Zeugnisse.

Pastor Lorenz Lorenzen auf Langeness-Nordmarsch verfasste seine 'Genaue Beschreibung der wunderbaren Insel Nordmarsch' 1749. (Lorenzen 1982) Der als Theologe ausgebildete, aber als 'authentischer Halligbewohner' schreibende Verfasser beklagt zwar den steten Landverlust seiner heimatlichen Insel, konstatiert ihn aber mit genau jener 'Gottergebenheit', die das dominante Verstehensmuster noch der fürchterlichsten Sturmfluten bis ins 18. Jahrhundert, ja für weite Bevölkerungskreise bis ins 19. Jahrhundert abgab.

In dem Kapitel 'Von einigen Besonderheiten und merkwürdigen Sachen der Insel Nordmarsch' schrieb Lorenzen:

"Und erzehlet man eine Historie, daß ein Insulaner einsmahl vom Untergange der Welt habe nachdrücklich predigen hören, welches er aber für unglaublich gehalten, und gesagt haben soll: Daß die Halligen vergehen werden, will ich glauben, denn sie nehmen jährlich ab, und spühlet allezeit etwas hinweg; aber daß die gantze Welt vergehen werde, solches kann ich nicht begreifen. Doch dieses Abspühlen des Landes vermindert nicht nur unsere Wiesen, sondern führet noch eine andere große Beschwerlichkeit mit sich. Denn wenn das Ufer einem Warff nahe kommt, so müssen die Einwohner mit großen Unkosten weiter ins Land hineinrücken, eine Höhe oder Warff auf dem platten Lande aufführen, und mit Schubkarren zusammen häufen. Hernach ihre alten Häuser abbrechen, und auf die bemeldete Höhe wieder aufbauen. Solches haben bey Mannes Gedenken schon 5 Warffen mit ihren Häusern thun müssen, wo sie anders der Überschwemmung entgehen wolten. Wenn aber Leute auf einem solchen Warff befindlich sind, welche hier keine oder nur wenige Ländereyen

haben, so verlassen sie ihr Vaterland, und ziehen anderwärts hin zu wohnen, da denn auch unsere Insel in Absicht auf die Einwohner immer compendieuser wird." (Lorenzen 1982, 44f)

Das Umsetzen von Häusern, deren Warftenstandort von der wandernden Abbruchkante erreicht wurde, ist bis weit ins 19. Jahrhundert hinein verbürgt. Auch das Versetzen der Kirchen wurde den Halligbewohnern über die Jahrhunderte hin immer wieder aufgezwungen; die Kirche der Hallig Gröde mußte insgesamt siebenmal wiederaufgebaut und dabei mehrere Male versetzt werden. (Lorenzen 1983, 81) Zum letzten Mal wurde 1890-94 eine Warft neu aufgeworfen, um ein Haus von einer durch die See schon halb abgetragenen Warft umzusetzen. (Lorenzen 1992, 81ff; Müller 1917, 38ff)

Gerade dieser gut dokumentierte Vorgang zeigt, dass die Bewohner zwar verschiedene Sicherungsmaßnahmen an der bedrohten alten Warft vornahmen - Abflachungen, 'Besticken' der freigespülten Böschung mit Stroh, dann sogar eine hölzerne Spundwand -, die aber von vornherein nur als Verzögerung der fortschreitenden Zerstörung verstanden worden sein können. (Müller 1917, 39) Rechtzeitig, bevor der Wohnplatz unhaltbar wurde, weil der Abbruch das Süßwasserreservoir in der Mitte des Kleihügels erreichte, begann man mit dem mühsamen Aufwerfen einer neuen, weiter landeinwärts gelegenen Warft.

So bezeugt diese letzte Verlagerung eines Siedlungsplatzes nach traditionellem Muster, dass die Halligbewohner ihre Existenz tatsächlich in einer 'defensiven' Weise zu sichern suchten. Dass sie aber staatlich geplante und finanzierte Schutzmaßnahmen nachhaltigerer Art ablehnten, ist damit noch nicht erklärt.

Auch die langen Beschreibungen schwerer Überflutungen und katastrophaler Jahrhundertfluten enthalten bei Lorenzen zwar immer wieder eine Klage, den Text prägt aber die Wiedergabe der 'passiven' Schutz- und Rettungsmaßnahmen der Halligbewohner. Nirgends werden konstruktiv-aktive Vorkehrungen auch nur gedacht, wie sie den Halligschutz des 20. Jahrhunderts ausma-

chen. Gegenüber der Prophezeiung einer unvorstellbar zerstörerischen Sturmflut kann Lorenzen nur die Hoffnung äußern, "daß der Himmel uns damit verschonen werde." (Lorenzen 1982, 58)

Die Sprache eines theologischen Diskurses formulierte nur in spezifischer Weise, was als eine Denk- und Verhaltensnorm für die Halligbewohner wenigstens in vormoderner Zeit unterstellt werden muss: Es ist ein 'Konzept Küste', das von heroischem Widerstand gegen die 'Naturgewalten' und von einem gezielt-operativen 'Kampf mit den Elementen' kaum etwas enthielt. Wenn wir das zu Grunde liegende Naturverhältnis richtig deuten, dann ist hier eine Akzeptanz selbst von Naturvorgängen zu erkennen, die die menschlichen Lebensgrundlagen bedrohen oder zerstören. Die von neueren Ideologieproduzenten für die Küstenbewohner unterstellte 'bedingungslose Verbundenheit mit der heimatlichen Scholle' ist dabei gerade nicht gegeben - die Halligbewohner gaben immer wieder ihre Wohnplätze und ihre Beheimatung dann auf, wenn das Verbleiben ökonomisch und organisatorisch nicht mehr erträglich schien.

Über Jahrhunderte hin hatte offenbar ein Verständnis von 'Küste' für die Halligleute gegolten, das den scheinbar ganz natürlichen Prozess der steten Landverminderung, d.h. das Zurückweichen der Kante der durch menschliche Nutzung definierten Marschenareale, als elementaren Bestandteil in die Einstellungen und Lebensformen zu integrieren vermochte.

Eine der bedeutsamsten Strategien dafür muss ich wenigstens kurz erwähnen: die Vergesellschaftung der Landnutzung. Auf den Halligen galt bis fast noch zur Mitte unseres Jahrhunderts ein extrem kompliziertes, durch Selbstverwaltung minutiös geregeltes gemeinschaftliches Nutzungsrecht am verfügbaren Grasland. Im jährlichen Wechsel wurden den einzelnen Halligbauern einer Nutzungsgemeinschaft bestimmte Flächen zur Gräsung oder Heugewinnung zugewiesen. Dadurch kam jeder nach einem regelmäßigen Turnus dazu, schlechtere Flächen nutzen zu müssen bzw. bessere nutzen zu können. (Harth 1990, 194ff; Rieken 1982, 23ff; Traeger 1892, 55ff) Vor allem konnte mittels der ständig neuen

Festlegung der Nutzungsanteile und -phasen der fortschreitende Verlust an nutzbaren Flächen so lange umverteilt werden, bis die Eigentümer- und Nutzergemeinschaft einer Warft nicht mehr über genügend Landfläche verfügte, um die Existenzgrundlage ihrer Mitglieder zu sichern. Das heißt: Das Eigentums- und Bewirtschaftungssystem hatte die ständige Abnahme des Küstenlandes so in seine Logik und kulturell verankerte Handhabung eingebaut, dass in dieser systematischen Koppelung von vergesellschaftetem Landverlust und 'basisdemokratischer' Regelungstradition vermutlich eines der entscheidenden Hemmnisse für die Akzeptanz von Schutzmaßnahmen lag. (Traeger 1892, 47) Denn den Halligleuten war natürlich klar, dass das küstenschutztechnische Ende der Landverminderung auch den Anfang vom Ende für die besondere Form einer Allmende-Wirtschaft bedeuten musste. Wenige Jahrzehnte nach der Durchführung effektiver Schutzmaßnahmen wurde denn auch in einer Art 'Flurbereinigung' das Halligland in Privateigentum der Bewohner verwandelt.

Die Strategie eines Umgangs mit den ‚Naturgewalten‘, wie er bei den traditionellen Halligleuten erkennbar ist, hat ein Doppelgesicht. Die für uns befremdlichen ‚Anpassungsleistungen‘ an ein Naturgeschehen, dass ihnen bis zu einem absehbaren Ende die Existenzgrundlagen entriss, hängen nicht einfach vom ‚Stand der Technik‘ ab – Sicherungsmaßnahmen wären längst vor Beginn des 20. Jahrhunderts technisch möglich und praktisch umzusetzen gewesen. Was uns vielleicht unter Gesichtspunkten eines ökologisch motivierten ‚Respekts vor der Natur‘ und noch mehr eines prozessorientierten Naturschutzes bewundernswert vorkommen mag, beruhte weder auf einer ‚angeborenen Ergebnisseit und Passivität‘, wie ein Reiseschriftsteller des 19. Jahrhunderts vermutete, noch einfach auf der Prägekraft einer theologischen Wirklichkeitsauslegung. Theologisch wäre auch ein offensiver Schutz des Landes legitimierbar gewesen, wie es ja die Geschichte des Deichbaus und der ihn tragenden mentalen Konzepte zeigt. Und der ökologische Effekt, dass weite Teile des Wattenmeers ihrer ‚natürlichen Dynamik‘ überlassen wurden, war ja keineswegs intendiert.

Wir haben es bei den Einstellungen und Praktiken der vormoder-
nen Halligkultur mit einem komplexen Rückkoppelungszusammen-
hang zu tun. Aus den über viele Generationen reichenden Erfah-
rungen mit andauernden Landverlusten hatte sich eine Bewälti-
gungsstrategie entwickelt, die das scheinbar Unabwendbare
durch höchst diffizile gesellschaftliche Regelungen in die Le-
benswelt zu integrieren erlaubte. Die ‚defensive‘ Haltung ge-
genüber den Auswirkungen natürlicher Dynamiken, die eine ent-
scheidende Grundlage der verlässlichen Regulierung der sozia-
len Ordnung war, wurde aber zu einer unhintergehbaren ‚gesell-
schaftlichen Tatsache‘, die eben den Bestand der sozialen Ord-
nung zu garantieren schien. Daher rührt das ‚sture‘ Festhalten
an den einmal entwickelten Bewältigungsstrategien auch dann,
als sie sich offensichtlich dysfunktional für den Fortbestand
der regulierten Lebenswelt zeigten. (Wir kennen solche für das
schiere Überleben destruktivern ‚Trägheiten‘ tradiertter kul-
tureller und sozialer Ordnungsmuster aus vielen historischen
Beispielen, das drastischste vielleicht von der Osterinsel,
und das umfassendste, global wirkungsmächtigste ist das unse-
rer eigenen Kultur.)

Die Geschichte hat erwiesen, dass in dem traditionellen ‚Fata-
lismus‘ der Halligbewohner und ihrer zähen Abwehr selbst von
Neuerungen, die mit der Uferlinie auch die Lebensgrundlagen
sichern sollten, sich ein zum modernen konträres Naturverhält-
nis manifestiert, das unter den Imperativen ‚aufgeklärter Na-
turbeherrschung‘ nicht geduldet werden kann. Die Texte zur
schließlich durchgesetzten Halligsicherung belegen ein Konzept
Küste, das einen buchstäblich militärisch gedachten ‚Unterwer-
fungswillen‘ nicht nur gegen die ‚Naturgewalten‘, sondern auch
gegen vormoderne Einstellungen aufbietet.

Dieser ‚Unterwerfungswillen‘ bestimmt auch den modernen Küs-
tenschutz ganz und gar. Er hat seinen ideologischen Ausdruck
in der Überformung der alten Metaphorik vom ‚Kampf gegen die
See‘ gefunden, spezifisch für das Wattenmeer in dem ‚Friesen-
mythos‘ des 19. Jahrhunderts - „Gott schuf das Meer, der Frie-
se die Küste“. Ich überspringe jetzt Hinweise auf die Ge-

schichte dieses Küstenkonzepts, das die Beziehung Menschen - Naturerscheinungen im Wattenmeerraum fast ausschließlich mit militärischen Bildern vorstellt, und ich überspringe auch die für das Selbstverständnis der Küstenanwohner immer noch provozierenden Einsichten in die nachweislich geschichtsverfälschende Heroisierung der ‚Friesen‘. Ich zitiere gleich einen aktuellen Beleg für die anhaltende Wirkungsmacht des technologisch und ingenieurwissenschaftlich unterfütterten, die ‚Realitäten‘ an der Nordseeküste bestimmenden Küstenkonzepts, ein Zitat vom obersten behördlichen Küstenschutz in Schleswig-Holstein: „Die Bedrohung durch das Meer, aber auch der Wille, den gewonnenen Lebensraum zu verteidigen, hat eine einzigartige Solidargemeinschaft wachsen lassen, die die unmittelbar betroffene Gemeinschaft zu gemeinsamen Leistungen - im Deichbau und in der Entwässerung - verpflichtet.“ (Oelerich, 25) Die Historiker wissen längst, dass die Rede von der ‚einzigartigen Solidargemeinschaft‘ der Küstenanwohner im ‚Kampf gegen das angreifende Meer‘ eine ideologische Konstruktion ist. Die Geschichte des Deichbaus ist eine Kette von Prozessen, Schlägereien, ja kriegsähnlichen Handlungen zur Durchsetzung von Schutzmaßnahmen und damit verbundenen Ansprüchen, eine Jahrhunderte lange Reihe von obrigkeitlichen Zwangsmaßnahmen und Eingriffen - und eine immer stärkere Steuerung von Deichbau und Landgewinnung durch privilegierte Einzelpersonen, zumeist vermögende Spekulanten, bis zur Übernahme des Küstenschutzes in staatliche Regie. Die Geschichtsklitterung stützt aber das zumindest an der Küste selbst völlig beherrschende Verständnis eines in militärischen Kategorien gedachten Küstenschutzes. Dass dieses Verständnis seit einiger Zeit in einem vehementen Konflikt mit Küstenkonzepten des Naturschutzes für das Wattenmeer liegt, brauche ich hier nicht zu erläutern.

Die ins öffentliche Bewusstsein gerückten Debatten über den Klimawandel wirken sich aber nun noch anders als das Naturschutz-Interesse an einer ‚natürlichen Dynamik‘ im Wattenmeerraum auf das politisch und ideologisch dominante Küstenverständnis aus. Denn erörtert wird ja auch, wie lange die her-

kömmliche Doktrin und Praxis des Küstenschutzes noch zu halten sein dürfte, wenn die prognostizierten Auswirkungen der Klimaentwicklung - Meeresspiegelanstieg, stärkere und häufigere, schwere Stürme usw. - Wirklichkeit werden. Auch der zitierte Leiter der Küstenschutzbehörde Schleswig-Holsteins gibt zu verstehen, dass ein Meeresspiegelanstieg um bis zu 50 Zentimeter, ja bis zu einem Meter technisch und administrativ durch Maßnahmen, die freilich erhöhte Kosten verursachen, ‚abgedeckt‘ werden kann. Was ‚machbar‘ bliebe, wenn der globale Anstieg der Meere eine Dynamik bekäme, von der manche Experten schon jetzt ausgehen - Erhöhungen um einen Meter und mehr innerhalb von 100 Jahren -, wird bezeichnender Weise nicht erwo-gen. Immerhin findet sich der Satz „Sollte die gesetzliche Verpflichtung zur Daseinsfürsorge durch den Küstenschutz in bestimmten Bereichen nicht mehr erfüllbar sein, wäre [...] auch eine Rückverlegung [von Deichen] denkbar.“ (ebd., 26) Wann dieser Fall eintritt, wird - so viel lässt sich heraus lesen - eine vorrangig politische Abwägung sein, der Kosten wegen. Dass auch technisch-praktische Grenzen des Machbaren erreicht werden könnten (Grundbrüche. Binnenwasserstaus usw.), weiß eigentlich jeder. Aber das Interpretationsmuster bleibt auch bei den ‚Notmaßnahmen‘ einer zurück genommenen Deichlinie unverändert: „Der Gedanke an bewussten Rückzug bzw. Rückbau ist immer verbunden gewesen mit eine Niederlage des Menschen gegen die Naturgewalten.“ (ebd., 25)

Ich zitiere das hier, um klar zu machen, dass wir es bei diesem beherrschenden Küstenkonzept mit einer mentalen ‚Befangenheit‘ zu tun haben, die zumindest hoch riskant ist, weil sie Denkmodelle für andere Einstellungen und Handlungsoptionen abweist. Dass es in den Traditionsverläufen der Küstenmentalitäten auch grundsätzlich andere Deutungs- und Verhaltensmuster gegeben hat, sollte der Blick auf die ‚erledigte‘, aus dem kollektiven Bewusstsein getilgte Haltung der vormodern sozialisierten Halligleute zeigen. Man kann an solche ‚überholten‘ Konzepte nicht wieder anschließen. Man kann sie aber sehr wohl als eine mentale Herausforderung begreifen, weil sie die

scheinbar unausweichliche Logik eines Küstenkonzepts der ,technologischen und ökonomischen Rationalität' aus den letzten 250 Jahren historisch relativieren. Sie können dadurch helfen, die ,Denkräume' zu schaffen, die wir - auch darin ist Harld Welzer zuzustimmen - dringend brauchen, um etwas anderes als die modifizierte Fortschreibung der angeblichen Sachzwänge unserer Kultur überhaupt vorstellen zu können.

Deshalb zum Schluss ein ganz kurzer Seitenblick auf Szenarien zur Gestaltung der Küste an der südlichen Nordsee, die eben dies versuchen: die scheinbar unhintergehbare Logik von ,Gewinn und Verlust', hier für den Lebensraum Wattenmeerküste, zu entkräften. Der Biologe Karsten Reise hat schon vor drei Jahren Vorschläge ins Spiel gebracht, rechtzeitig - das meint: in sehr naher Zukunft - an geeigneten Stellen Deiche für eine durchaus regulierte, tideabhängige Flutung zu öffnen. Damit könne nicht nur die Aufschlickung alter, tief liegender Marschen erreicht werden, sondern es könne eine ,amphibische Landschaft' entstehen: „Wasserflächen, aus denen die Häuser auf ihren Warften ragen, können als Naturräume erhalten, sich für den Wassersport eignen, zum Angeln oder zur Fischzucht, zum Anbau von Reet für die Dächer bis hin zur Zucht von Wassernüssen oder Teichrosen für den Binnenmarkt. Ich halte eine solche wasserdurchsetzte Marschlandschaft für konkurrenzstärker im überregionalen Wettbewerb als die Fortsetzung bisheriger Landnutzung.“ (Reise, 25)

Reises Denkübung stellt übrigens Küstenräume vor, die jener ,amphibischen Landschaft' im nördlichen Nordfriesland sehr ähneln, deren Verschwinden durch Landgewinnungsmaßnahmen im 20. Jahrhundert Emil Nolde so bitter beklagt hat, im Gotteskoog-Gebiet vor seiner Haustür. Aber machen wir uns nichts vor: Reises zunächst spielerisch eingebrachte Vorschläge, die auch weiter reichende Auswirkungen des Klimawandels in eine Konzept Küste zu integrieren suchen, setzen die leitenden Logiken unserer ,westlichen' Zivilisation nicht außer Kraft, jener ökonomischen und technologischen Rationalität, die uns die aktuelle Dynamik des Klimawandels doch beschert hat. Denn seine

„wasserdurchsetzte Marschlandschaft“ an der Küste wäre immer noch eine der beherrschten ‚natürlichen Dynamiken‘, eine des regulierten Wasserhaushalts und der gesicherten Besiedelung und Nutzung. Reise weiß das natürlich, sein Konzept „ist nicht so radikal wie das bereits praktizierte *Coastal Realignment* (Rücknahme der Deichlinie) an der britischen Küste oder das für Dänemark vorgeschlagene konsequente Kosten-Nutzen-Prinzip im Küstenschutz.“ (ebd.)

Wir erkennen inzwischen, dass alle noch so technologisch aufgerüsteten Rechenmodelle zum Klimawandel die hoch komplexen Dynamiken der in Gang befindlichen globalen Entwicklungen nicht wirklich abzuschätzen erlauben. Der Meeresspiegelanstieg könnte in überschaubarer Zeit Größenordnungen erreichen, die auch Reises Visionen einer ‚verträglichen Anpassung‘ erledigen. Dass seine Denküben für die vorherrschende Küstenideologie dennoch schon eine schier unerträgliche Provokation darstellen, kann nicht verwundern. Aber wenn wir uns nicht einmal solche mit unseren Befangenheiten leidlich kompatiblen Denküben erlauben, wird es ziemlich schlecht um uns bestellt sein.

Reise versteht seine freihändigen Vorschläge als Beitrag zu einer Umkehrung dominanter Deutungsmuster: „Dies ist vielmehr ein Versuch, die Konsequenzen des unvermeidbar gewordenen Anstiegs des Meeresspiegels als Chance umzudenken.“ (ebd.) Man kann das als eine bescheidene Übung zur „Übersetzung des Klimaproblems in eine kulturelle Frage und [zum] Ausscheren aus der fatalen, oft tödlichen Logik der Sachzwänge“ (Welzer, 264) annehmen. Denn der Umgang mit den Auswirkungen des von den Menschen angefachten Klimawandels ist nur in zweiter Linie ein Problem der politischen, ökonomischen und technischen Regulierungen. Immer unabweisbarer wird es, unsere Strategien zum ‚Vermeiden des Schlimmsten‘ als eine kulturelle Herausforderung zu begreifen. Wir müssen nicht nur die in unsere Lebensweise umgesetzten und mit ihr rückgekoppelten Einstellungen und Haltungen, die erfolgreichen Rationalitäten unserer Kultur relativieren, wenn wir verheerenden sozialen und ökologischen

Folgen noch entgegen wirken wollen. Wir stehen vor der Aufgabe, die fundamentalen Revisionen unserer mentalen Maximen, zu denen uns der Klimawandel als Auswirkung eben dieser Maximen anhält, nicht als Verzicht und Rückschritt, sondern als Chance zu begreifen. „Das nun bedeutet, sich gerade in einer Situation der Krise selbst Visionen, Konzepten oder auch nur Ideen zumuten zu müssen, die noch nicht gedacht sind. Eine solche Lösung mag naiv klingen, ist es aber nicht. Naiv ist die Vorstellung, der fahrende Zug der fortschreitenden Zerstörungen der Überlebensbedingungen vieler Menschen würde seine Geschwindigkeit und Richtung ändern, wenn man in seinem Inneren gegen die Fahrtrichtung läuft.“ (ebd., 267) „So gesehen, wäre der ‚Klimawandel‘ ein starting point für einen grundlegenden kulturellen Wandel, und zwar einer, in dem die Reduktion von Verschwendung und Gewalt nicht als Verlust gesehen wird, sondern als Gewinn.“ (ebd., 272)